Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 9

Artikel: Ehe es Tag wird
Autor: David-Schwarz, Hedwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066113

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ehe es Tag wird

Novelle

von Hedwig David-Schwarz

Illustration von August Frey

Wie es dröhnt und rauscht! Plätschert ein Strom? Sitze ich neben einem Wasserfall? Und nun ein hohes, langgezogenes Kreischen, ein gellender Schrei. Jemand muss ins Wasser gefallen sein. Hilfe – Hilfe!! – Bin ich das, die so schreit? Ich renne einen endlosen Abhang hinunter, keuchend, schweissbedeckt;

aber ich erreiche das Wasser nie. Da – ein Stein. Ich stürze. In jähem Schreck fahre ich zusammen. Reisse die Augen auf. Wo bin ich nur? – Weisse Kissen, meine geblumte Steppdecke, farbige Bücherrücken an der Wand, aufleuchtend im Sonnenstrahl, der sich durch den Gardinenspalt gezwängt hat.

Habe ich denn so schwer geträumt? Noch liegt's wie Blei in meinen Gliedern; aber deutlich höre ich jetzt das Kreischen der Strassenbahn, die um die Kurve fährt. Also Morgen ist es. Und so schlecht geschlafen habe ich. – Nun ist es wieder still. Totenstill. Halt – nein – das Rauschen hebt schon wieder an. Ist es nicht, als ob der unheimlich nahe Strom durch meine Kissen ginge? Oh, jetzt weiss ich, was so tönt. Mein eigen Blut ist es, das durch die Adern hämmert. Wie ein tobender Fluss rauscht es, der überborden will. Warum, was ist geschehen? – Und was klebt denn dort für eine Blutlache auf dem Stuhl? Ach so, nur ein Kleid. Mein rotes Abendkleid, das ich gestern so achtlos zur Seite warf. Gestern? Ja, jetzt erinnere ich mich auf einmal wieder. Nein, nein, nicht nur geträumt. Erlebt habe ich das Schwere, Unsagbare.

Sind es denn wirklich erst drei Tage her, seitdem Frau Boli in meine Bude gekommen ist, gerade als ich im Begriff war, mein Abendessen, Tee und Schinkenbrot, zuzubereiten? « Fräulein Ursula », hat sie zu mir gesagt, « ich bringe eine Freudenbotschaft. Vor knapp einer Viertelstunde hat Rudolf Marti angerufen, nicht wahr, das ist doch ihr angebeteter Professor? Er erwartet Sie bei sich zu Hause nächsten Donnerstagabend, 7½ Uhr, zu einem kleinen Abendessen. Und berichten sollen Sie nur im Falle, dass Sie nicht kommen könnten.» – Wie ist mir da das Blut in die Wangen geschossen! Ordentlich geschämt hab ich mich, dass ich mich nicht besser beherrschen kann. Damit Frau Boli mein unmässiges Glück nicht merken sollte, habe ich mich abgewandt und irgend etwas am Stecker hantiert. Aber auch meine Hand zitterte, und ich sehe jetzt noch das feine Lächeln auf ihrem Gesicht. Natürlich hat sie genau gewusst, was diese Einladung beim über alles geliebten Professor für mich bedeutete. Bei demjenigen Professor, dessen Vorlesungen ich während meiner ganzen dreisemestrigen Studentinnenzeit noch kein einziges Mal geschwänzt hatte! Aber sie war so taktvoll, die gute Frau Boli. Sicher hat sie mich nur darum so schnell wieder verlassen, damit sie nicht Zeuge meiner unbändigen Freude werden musste. Meine letzte Zimmervermieterin wäre nicht halb so diskret gewesen. Und wahrhaftig, lachen hätte man ja schon müssen, wenn man mir bei meinem zerfahrenen und überstürzten Abendessen zugeguckt hätte. Vor Glück konnte ich ja gar nicht mehr kauen. Und geärgert habe ich mich auch noch, dass ich mir gerade heute Schinken statt der üblichen Streichleberwurst geleistet hatte. Teuren Schinken, den ich ja nun doch nicht gebührend genoss! Ach, so selig, so selig war ich ja, dass ich gar nicht merkte, was ich zwischen den Zähnen zerrieb.

Nach dem Abendbrot habe ich eigentlich Gotthelfs kleine Erzählungen lesen wollen. Ich hatte sie mir extra aus der Leihbibliothek geholt, da ich Gotthelf ja doch immer am liebsten abends lese, wenn alles ganz still ist und ich viel Zeit vor mir habe. Wie froh bin ich aber, dass ich niemandem eine Inhaltsangabe des Gelesenen geben muss; kein Wort weiss ich mehr davon. Meine Gedanken schweiften ja immer wieder ab. Manchmal hab ich mich zwingen wollen, wenigstens eine Seite lang konzentriert bei der Lektüre zu sein. Aber ich habe es nicht zustande gebracht. Es war doch wohl am gescheitesten, dass ich dann die Bücher einfach wegräumte und dem nachsann, was mich erfüllte.

Rudolf Marti... Wie hat er nur annehmen können, dass ich eventuell seiner Einladung nicht Folge leiste! Nichts, gar nichts hätte es ja gegeben, das mich verhindert hätte, zu ihm zu gehen. Und wäre bereits etwas verabredet gewesen,

so hätte ich es eben wieder lächelnd rückgängig gemacht.

Und dann meine endlosen Toilettenprobleme! Ob ich das Schwarze, mein einzig Elegantes anziehe? Aber ärmellos und Rückenausschnitt schien mir doch nicht passend für ein « kleines » Abendessen. Also halt das abgeänderte, rote, das ich immer ins Theater trug. Wenn ich nur wenigstens hübsche Schuhe besessen hätte! Aber die goldenen Tanzschuhe waren unmöglich für diesen Abend, und dann blieben nur noch die derben Strassenschuhe. Und auf einmal kam mir jener Einfall: wenn ich jeden Tag etwas vom Essensgeld spare, dann kann ich mir ja ein Paar neue Wildlederschuhe kaufen. Und gleich hab' ich angefangen zu rechnen, habe immer wieder gerechnet, und am Schlusse, bei nochmaliger Reduktion des Budgets, fand ich, dass es sogar noch zu Blumen reiche. Erst dachte ich an Parmaveilchen. Aber dann entschloss ich mich doch für Rosen, jene zarten, blassen Teerosen, im eigentlichen Sinne vom Mund gespart. Wie las ich nur kürzlich, ich glaube bei Voss: Dichter ist, wer Rosen schenkt, die er mit seinem Nachtmahlgeld bezahlt hat! Ja, so war ich also Dichter! Und lächelnd über diese Erkenntnis und glücklich im Gedanken daran, dass die Rosen mit einem Goldband gebunden und in das Seidenpapier des ersten Blumengeschäftes gehüllt sein würden, schlief ich ein.

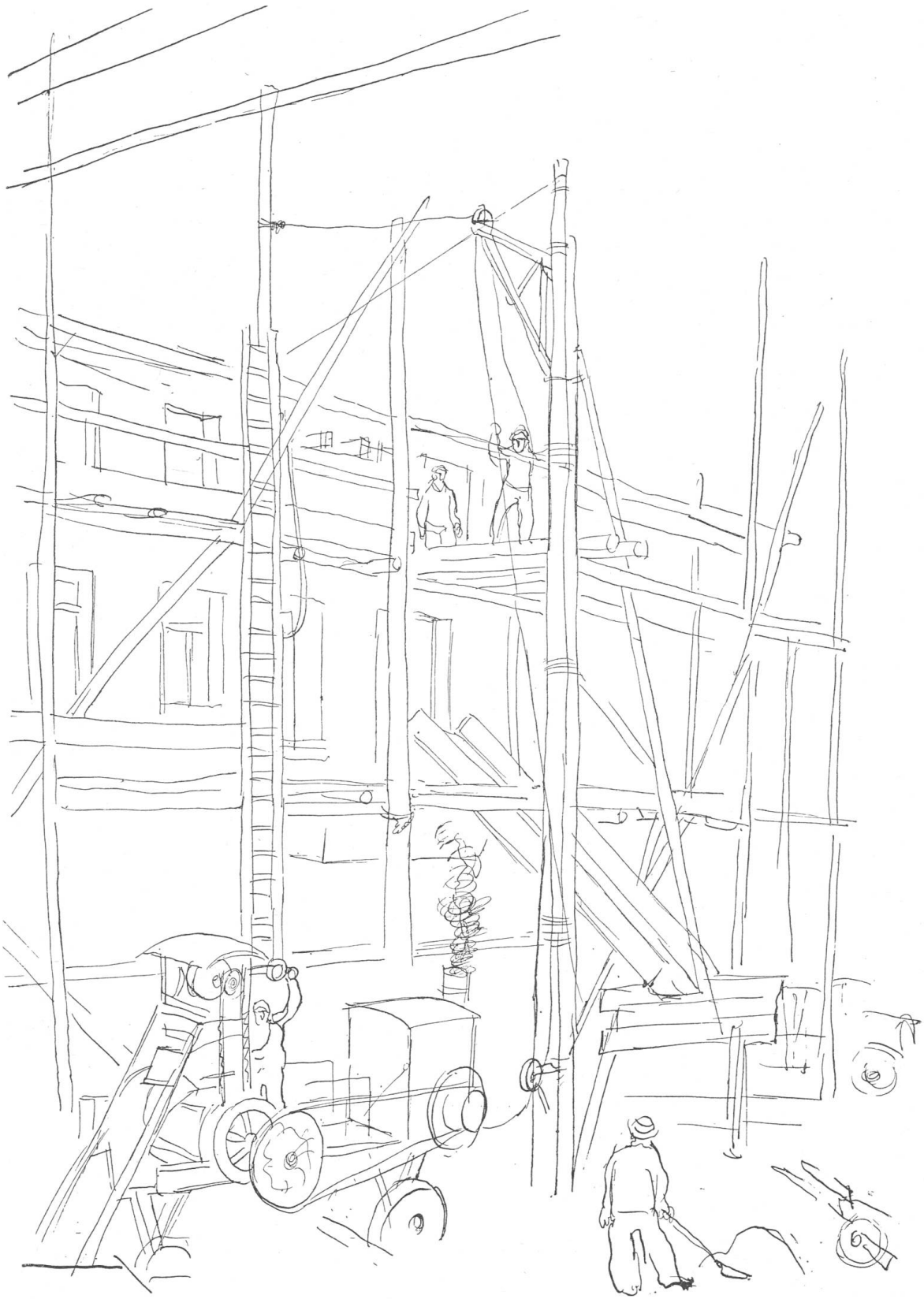
Wäre es anders geworden, wenn ich nicht drei Tage lang mein Geheimnis gehütet hätte wie einen teuren Schatz?

Ja, gestern war nun der grosse Tag. Wie ist es möglich, dass ich heute an alles so ruhig denken kann, und gestern, gestern war ich krank vor Schmerz. Aber ich schäme mich ja auch jetzt noch. Oh, ich spür' ja so gut die heissen Blutwellen über mein Gesicht laufen, ich spür' mein hämmerndes, wehes Herz. Und doch muss ich es durchdenken, zu Ende denken. Denn irgendwo liegt ja ein grosser Irrtum, und ehe der nicht aufgedeckt ist, finde ich keine Ruhe. Es ist wie bei jener Pustel, die ich kürzlich am Auge hatte. Ich musste auch immer hinlangen, obwohl es mir nur noch weher tat. Auch im Schmerze zu wühlen, kann manchmal Lust sein.

Dass ich doch dieses Kleid zerreissen dürfte, das Frau Boli noch gestern bewunderte; dass ich mein Geld wieder hätte, das ich so unnütz für Schuhe verschwendete! Wann trag' ich sie je wieder? Und irrsinnig war es auch, dass ausgerechnet gestern Frau Boli beim Adieusagen bemerkte: « So hübsch haben Sie noch gar nie ausgeschaut, Fräulein Ursula! » Hübsch? Für wen denn, bitte? Und dann hat sie auf die Uhr geguckt und gemeint: « Sie sind ja noch viel zu früh! » Und schnell hab' ich gelogen: « Ich muss eben noch einen Ausgang machen! » Ich wollte ihr doch nicht sagen, dass ich diesen Abend voll und ganz geniessen wollte und darum zu Fuss zum Professor ging. Nicht etwa um das Tramgeld zu sparen, oh nein, sondern um die Freude zu verlängern.

Ich hatte den Weg im übrigen gut geschätzt, denn nur wenig zu früh bog ich in Professor Martis Strasse ein, eine jener vornehm stillen, baumbesetzten im Villenquartier. Wie hübsch sie war mit den Vorgärten links und rechts, dem leichten Schneekleid, das rein und unzertreten über sie geworfen war, mit den Büscheln rotleuchtender Beeren, die wie vergessen in den kahlen Baumkronen hingen und ganz fremd und seltsam unwirklich aus all dem vielen Weiss glänzten! Ich bin am Hause vorbeigegangen, da ich ja noch zu früh war und hab' bei mir überlegt, ob wohl seine junge, blonde Frau, die manchmal auch in seinen Vorlesungen sitzt, dabei sein werde, und ob der kleine Junge mit uns essen würde oder schon vorher zu Bett gebracht worden wäre.

In der Küche sah ich Licht. Aber diejenigen Fenster, hinter denen ich die Wohnzimmer vermutet hatte, blieben dunkel. Dafür brannte eine Lampe im ersten Stock. Ich malte mir aus, dass dort wohl sein Studierzimmer läge, abseits



Hans Tomamichel

Federzeichnung

vom Lärm des Erdgeschosses. Und dann suchte ich wieder die untern Räume; denn ich hatte mir vorgenommen, erst dann zu klingeln, wenn auch sie erleuchtet wären. Aber sie waren dunkel wie vorher. Also kehrte ich noch einmal um, lief wieder vom Hause weg unter den roten Beerenbüscheln hindurch. Etwas unvorsichtig war es ja schon, in meinem ungefütterten, leichten Mantel so lang draussen herumzugehen. Die Füsse waren auch ganz kalt in den neuen, noch ungewohnten Schuhen. Dafür stampfte ich fest auf, wie ich es immer als kleines Kind gemacht hatte und legte abwechslungsweise diejenige Hand, die die Rosen nicht zu tragen hatte, unters Kinn, um sie zu wärmen. Aber froh war ich doch, als endlich eine Kirchenuhr in der Ferne halb acht schlug. Nun kehrte ich endgültig um. Ob erleuchtet oder nicht, das war mir jetzt egal. Nur pünktlich sein. Und während ich wieder auf das fast dunkle Haus zustapfte, kam mir in den Sinn, dass möglicherweise auch noch hinten hinaus, gegen den Garten, ein Wohnzimmer sei, in dem sie schon lange sassen und warteten. Ich drückte die Klinke des Gartentors, schritt zwischen drollig plumpen, in Tannenreiser eingebundenen Rosenstämmchen hindurch gegen das Haus und läutete. Ein Hund schlug innen an. Direkt über mir flammte ein Licht auf. Fast grausam riss es mich aus dem schützenden Dunkel. Eine innere Tür gab einen dumpfen Laut, als ob sie über einen Teppich striche, dann öffnete ein Dienstmädchen die Haustüre. « Ich möchte zum Herrn Professor », stammelte ich leise, denn ich spürte, wie mir das Herz im Halse klopfte. Und schon wollte ich am Mädchen vorbei in die erleuchtete Halle, als sie mich zurückhielt: « Bedaure, Herr und Frau Professor soupieren heute auswärts. Kann ich etwas ausrichten? » Da war es, als ob ein leichter Schwindel über mich gekommen wäre. Krampfhaft hielt ich mich an der Tür und schluckte. Dann streckte ich ganz mechanisch meine Rosen hin und murmelte: « Nichts. Nur meine Empfehlung.» Und als ich mich schon wieder schwerfällig umdrehen wollte, sah ich noch ein spöttisches Lächeln auf den Lippen des ungefähr gleichaltrigen Mädchens und hörte die schnippische Stimme: « Aber von wem denn, bitte? » Ganz gedankenlos sagte ich meinen Namen, wie eine Schülerin vor dem gestrengen Herrn Lehrer.

Wie bin ich nur den langen Weg zurückgekommen? Ich glaube, ich bin gelaufen wie ein verfolgtes Wild. Meine brennenden Wangen hielt ich dem eiskalten Wind hin und sprach halblaut im Takt des Gehens stumpfsinnig vor mich hin: Nur heim – nur heim – nur heim. In meiner Bude wollte ich mich verkriechen. Wollte weinen, schlafen. – Nur ganz dumpf und unklar ist's durch meinen Kopf gezogen: Was war denn nur? Wie ist denn das möglich? Hab i c h mich geirrt? Nein, nein. Schwören könnt' ich, dass Frau Boli « Donnerstag » sagte und « bei sich zu Hause » und « 7½ Uhr ». Hat sie sich verhört? Kaum möglich, da sie mir Name, Ort und Zeit so bestimmt angab. Also muss e r es vergessen haben! Was für eine Demütigung, was für eine Schande für mich! – Und dann hab ich alles weit von mir geschoben. Nur jetzt nicht mehr grübeln, nicht mehr denken! Es ist ja zum Verrücktwerden. Alles aus, verpfuscht, zerbrochen. Und ich bin wieder gerannt und hab mir wieder wie einem kleinen, weinenden Kinde zugeredet: Nur heim – nur heim!

Im Dunkeln hab ich mich ausgekleidet, nachdem ich mich heimlich wie ein Dieb ins Zimmer gestohlen. Und dann hab ich in die Kissen geschluchzt und bin todmüde eingeschlafen.

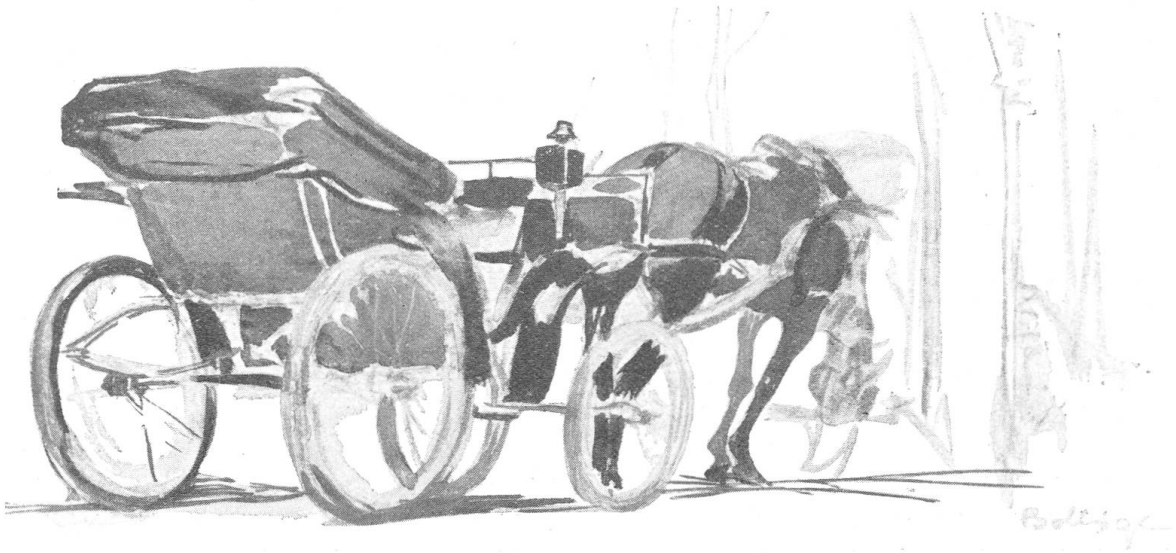
Ja, das war der grosse Tag. Und jetzt guckt schon wieder eine neue Sonne zu mir herein, und ich sollte aufstehen und ins Kolleg gehen. Aber ich mag gar nicht. Pfui, ich will nicht, dass Tag ist. Was geht mich der an! Ich will hier liegen bleiben, mit geschlossenen Augen, und an gar nichts denken. Nur ruhen, ruhen, ausruhen.

Wer läutet denn so schrill? Zweimal

– schon die Post? Es muss schon spät sein. Wenn sie nur mir nichts bringt! Ich will von niemandem hören. – Was Frau Boli immer so lang mit dem Briefträger zu verhandeln hat? Jetzt nähern sich Schritte. Das ist ihre Stimme: «Fräulein Ursula, ein Brief für Sie. Schlafen Sie eigentlich noch?» Warum stöhne ich auf einmal so laut? Ob Frau Boli jetzt wohl hereinkommt? Nein, gottlob, sie bleibt draussen. Wahrscheinlich erinnert sie sich auch wieder an gestern. Deutlich höre ich sie sagen: « Aha, ja, ja. Gestern! Wohl ein bisschen Kater? Na, schlafen Sie nur ruhig weiter, ich lege den Brief einstweilen auf die Schwelle.» Die Tritte entfernen sich. Eine Türe geht. Ich kenne das knarrende Geräusch, es ist die Küchentüre. Jetzt wird Frau Boli wieder zu ihrem Morgenkaffee zurückgekehrt sein. Ihre einzige, grosse Schwäche: unter drei Tassen geht es bei ihrem Frühstück nie ab.

Jetzt ist wieder tiefe Stille. Wie schrecklich, dass in meinem Kopfe das Kreisen schon wieder anhebt! Immer um einen Punkt laufen die Gedanken, wie ein Hund, der sich nicht entschliessen kann, abzusitzen.

Gewiss sitzt jetzt auch Professor Marti mit seiner Frau am Frühstückstisch, und das junge Mädchen erzählt lachend von mir. Und jetzt, falls er die Einladung vergessen hat, wird es ihm peinlich, und er ärgert sich, natürlich über mich, die ich ihn daran erinnert habe. Oder er weiss von allem nichts und macht sich mit seiner Frau noch lustig über meine Rosen. Ja, Dichter ist, wer Rosen schenkt, die er mit seinem Nachtmahlgeld bezahlt hat! Ach, darin liegt ja gar nicht das Bittere! Aber dass eben diese Rosen verlacht und verachtet werden, das ist wohl eigentliches Dichterlos. Ob Professor Marti von solchem Schmerz etwas versteht? Oh, sicher nicht. Irgendwie ist er zu reich, zu glücklich dafür. Für ungezogen und frech hält er mich natürlich auch noch, da ich gerade um die Essenszeit bei ihm vorsprechen wollte. Dass ich doch hingehen und alles erklären könnte! Erklären? Was denn? Es ist halt doch so: entweder hat e r sich geirrt, und dann sollte auch e r sich entschuldigen. Oder ich hab irgendwie gefehlt, aber dann muss ich doch erst wissen, wie... Einfach qualvoll. Wenn jetzt doch nur meine Mutter bei mir wäre! Sie wüsste sicher Rat. Meine Mutter? Sie hat schon so lang nicht mehr geschrieben! Ist am Ende der Brief von ihr? Noch ist es still draussen. Wie, wenn ich mich jetzt rasch erhöbe, den Tür-



Rodolphe Bolliger — Pinselzeichnung

spalt öffnete... Richtig, da ist er schon. Ganz fremde Schriftzüge. Kleine, feste, trotz aller Eigenart ausnehmend deutliche. Oder ist es nur eine Geschäftsreklame? Unmöglich, das muss jemand sein, der nicht viel schreibt. Merkwürdig unflüssige, in einer unsichtbaren Tiefe verankerte Buchstaben. Wo ist nur der Brieföffner? Auch gleich, nun bin ich ja doch schon wieder im Bett und suche nicht mehr lang. Ich kann den Brief ja mit den Fingern aufreissen. Aber zu allererst muss ich doch die Unterschrift lesen, muss wissen, von wem er ist. Martin? Wer ist denn das nur? Universitätsstrasse, den... Aha, jener kleine, feine Assistent im chemischen Labor, der manchmal am Buffet neben mir Tee trinkt. Was will denn der von mir?

« Liebes Fräulein!

Ich bin unsagbar traurig. Den ganzen Nachmittag habe ich meine Bude bestmöglich mit Tannenreisern geschmückt. Ich habe ein ganz kleines raffiniertes Horsd'œuvre zusammengestellt und Toastbrote geschnitten, da ich von einem Freunde, der ins Ausland gereist ist, einen elektrischen Toaster geerbt habe. Ich habe mein Sonntagskleid angezogen und Kerzen angesteckt und auf Sie gewartet. Zwei volle Stunden. Wir haben doch abgemacht, nicht wahr, dass Sie mir berichten, falls Sie nicht kommen könnten? Und nun sind Sie doch nicht erschienen. Warum haben Sie mir nicht nein gesagt? Es wäre ein Schmerz für mich gewesen, sicher, aber ein kleiner im Vergleich zu diesen beiden langen Stunden der Qual. Die letzte Kerze ist jetzt am Verflackern. Gute Nacht. Ihr Rudolf Martin. »

Wie denn, der hat mich erwartet? Wie ist denn das möglich? Ja, könnte es sein... ja, natürlich. Wenn er doch auch Rudolf heisst! Oh, jetzt weiss ich's. So muss es gewesen sein: Frau Boli hat das « n » nicht gehört am Telephon. Verstand einfach Rudolf Marti. Den andern Namen hat sie ja auch noch nie gehört von mir, weiss ich ja selbst erst seit heute, dass er auch Rudolf heisst. Herrgott, was hab ich jetzt angestellt! Das ist ja noch viel schlimmer, als wenn es nur den Professor angegangen wäre. Denn dass ich diesen stillen, feinen Menschen kränken musste, das tut mir unendlich leid. Ich mag ihn ja so gut. Gerade weil er so bescheiden, beinahe schüchtern ist. Ach, und jetzt erinnere ich mich auch wieder: das letztemal, als ich ihn sah, bestellte ich zum Fünfuhrtee ein Sardellenbrötchen. Nur so ausnahmsweise einmal. Und da frug er mich: « Lieben Sie denn das? » Und ich antwortete: « Ja, wenn ich Geld genug hätte, würde ich jeden Abend nur Tee und Horsd'œuvre nehmen. Das ist mir das liebste Essen. » Und nun hat er also das gerichtet – für mich – für mich – und ich bin nicht hingegangen. Wie kann ich das wieder gut machen? Was Professor Marti von mir denkt, ist mir jetzt doch egal! Aber dem kleinen Martin, dem muss ich abbitten. Dem muss ich schreiben, und zwar jetzt gleich. Dann hat er den Brief mit der Abendpost. Oder nein, noch besser, ich gehe zu ihm hin. Wie spät ist es jetzt? 9 Uhr. In der Zehnuhrpause kann ich sicher schnell unbemerkt ins Labor schlüpfen. Und dann werde ich ihm alles erklären. Alles, alles. Und ich weiss, er wird verstehen. Der Stille, Feine. Und wer weiss, vielleicht amüsiert ihn das sogar hinterher! Und wenn er darüber lachen kann, so lerne ich es auch wieder. Ja, und dann frag ich ihn, ob noch etwas von gestern übrig geblieben sei, und ob wir es vielleicht heute zusammen essen könnten. Hurrah! Und ich ziehe wieder meine neuen Schuhe an, und Martin wird sie beachten und hübsch finden. Und es wird heute abend einer da sein, der mich herzlich willkommen heisst.

Und jetzt steh ich auf, ich habe ja noch so viel, so viel zu tun, bis es endlich Abend ist. Was für ein sonniger, strahlender, herrlicher Tag durch den Gardinenspalt scheint!